



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

ERNST JÜNGER – SÄMTLICHE WERKE

Tagebücher I-VIII

- Band 1 Der Erste Weltkrieg
- Band 2 Strahlungen I
- Band 3 Strahlungen II
- Band 4 Strahlungen III
- Band 5 Strahlungen IV
- Band 6 Strahlungen V
- Band 7 Strahlungen VI, VII
- Band 8 Reisetagebücher

Essays I-IX

- Band 9 Betrachtungen zur Zeit
- Band 10 Der Arbeiter
- Band 11 Das Abenteuerliche Herz
- Band 12 Subtile Jagden
- Band 13 Annäherungen
- Band 14 Fassungen I
- Band 15 Fassungen II
- Band 16 Fassungen III
- Band 17 Ad hoc

Erzählende Schriften I-IV

- Band 18 Erzählungen
- Band 19 Heliopolis
- Band 20 Eumeswil
- Band 21 Die Zwille

Supplement

- Band 22 Späte Arbeiten – Aus dem Nachlaß

Ernst Jünger

*Sämtliche Werke 7
Tagebücher VII*

Strahlungen VI
Strahlungen VII

Klett-Cotta

Die 22 Bände der Sämtlichen Werke, die zwischen 1978 und 2003 bei Klett-Cotta erschienen sind (1–18: 1978–1983; Supplemente 19–22: 1999–2003), enthalten Ernst Jüngers Fassung letzter Hand. Ihr folgt diese Taschenbuchausgabe in Seiten- wie Zeilenumbruch. Offensichtliche Fehler wurden korrigiert, die posthum erschienenen Supplementbände integriert. Der vorliegende Band entspricht Band 21 der gebundenen Ausgabe. Hinzugefügt wurde »Siebzig verweht V (Strahlungen VII)«, bislang in Band 22 der gebundenen Ausgabe zu finden.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Reihengestaltung Ingo Offermanns, Hamburg, unter

Verwendung von Illustrationen von Niklas Sagebiel, Berlin

Gesetzt von pagina, Tübingen

Gedruckt und gebunden von cpi books, Leck

ISBN 978-3-608-96307-6

STRAHLUNGEN VI

STRAHLUNGEN VII

INHALT

Strahlungen VI	
Siebzig verweht IV	9
Strahlungen VII	
Siebzig verweht V	493

**STRAHLUNGEN VI
SIEBZIG VERWEHT IV**

ERSTAUSGABE 1995

1986

Wilflingen, 3. Januar 1986

Die Übervölkerung war schlimmer als in Ägypten; auf Straßen und Plätzen bildeten sich Staus, die sich kaum auflösten. Vor den Läden mußte man halbe Tage lang anstehen; sie waren ausverkauft, wenn man an der Reihe war. Tagsüber kam man nicht zum Dienst und abends nicht zum Vergnügen, wenn man Pech hatte. Oft waren die Passanten wie Heringe eingeklemmt. Sie konnten die Arme nicht aufheben – außer zierlichen Taschendieben, die sich wie Aale im Netz bewegten und die Brieftaschen zogen, als ob sie Kleiderpuppen abstaubten. Sie wurden nicht einmal bestraft.

Zum Glück gabs Privilegien. Wenn man »dazugehörte«, trug man einen Mantel wie alle anderen – nur daß er mit Pelz gefüttert war. Man kannte das Paßwort: den Code, den man in das Mikrophon einer der Zellen flüsterte, die wie Bedürfniskabinette unauffällig im Gebiet verteilt waren. Man mußte sie kennen; sie waren als Hauseingänge getarnt. Auf den Code hin öffnete sich die Tür zu einem Fahrstuhl, der in den Untergrund hinabschwebte. Dort gab es Raum in Fülle, dazu laufende Bänder, die mit Sesseln bestückt waren und im Nu zum Ziel führten. Dann stieg man diskret durch eine der Zellen wieder aus, falls man nicht vorzog, unten zu bleiben, denn dort war für Bequemlichkeit in jeder Weise gesorgt; die Zeit verfloß wie im Traum. Bars, Kinos, Lesesäle, Bäder mit Bedienung, Callgirls standen zur Verfügung – alles umsonst. Ein unbegrenztes Scheckbuch wäre nur eine Vorstufe gewesen; das Codewort genügte zum Eintritt in den Untergrund. Und wenn sich einer einschliche? Das wollte ich ihm nicht anraten.

Wilflingen, 6. Januar 1986

Rauhnächte haben je nach der Landschaft verschiedene Namen: Rauch-, Raun-, Raub- und Freinächte; werden auch verschieden datiert. »Vielfach bezeichnet man die ganze Zeit der Zwölfe als Rauhnächte.« (Bächtold-Stäubli) Dem möchte ich mich meiner Erfahrung nach anschließen. Als besonders trächtig gilt die Dreikönigsnacht. Heuer war wenig zu notieren; die Nächsten zeichneten sich in den Traumgesellschaften nur vage ab.

*

In der Neujahrspost fallen Korrespondenten aus, die Jahre und Jahrzehnte lang gegrüßt haben. Für manche treten die Kinder ein; so setzen Otto und Christa Plassmann die lateinischen Augurensprüche und Sonja Maatsch die Zeichnungen der Väter fort.

Die Bilder der Abgeschiedenen verkleinern sich von Jahr zu Jahr; manche verschwinden bei wachsender Entfernung wie Sterne in der kosmischen Dämmerung. Andere werden wie Gemmen schärfer, weil das Alltägliche der Erscheinung schwundet – besonders solche, an die sich Anekdoten ansetzen.

*

An Konrad Zimmer: »Der im Kyffhäuser scheint sich nicht zu regen – entweder fühlt er sich nicht angesprochen, oder es muß ein Erdbeben kommen, bis er erwacht.«

*

Helmuth Krück bereichert mein Naturalienkabinett durch das Schwanzende einer Klapperschlange und notiert dazu: »Aus dem Land der zitternden Erde (Prairies tremblantes), dem von schwimmenden Inseln bedeckten Sumpf Okeefenokee an der Grenze zwischen Florida und Georgia. Eine

diskrete Rassel (Rattle-Snake) keine Klapper! Sicher hat Hiawatha sie in seinem Medizinbeutel mitgeführt.«

Klappern und rasseln. Es liegt in der Natur der Sprache, daß sie der hörbaren Welt dichter anliegt als der sichtbaren. Daher ist sie bei der Schilderung von Farbnuancen auf Vergleiche angewiesen – türkisgrün, tabakbraun, zitronengelb. Lauten dagegen antwortet sie unmittelbar, besonders den eindringlichen, also der Brandung mehr als dem sanften Wellengang, dem Sturm mehr als dem leichten Wind. Hinweise auf Unterschiede von Schlag- und Blas- zu Saiteninstrumenten, von Ballade und Lyrik, Konsonanten und Vokalen, von Rhythmus und Melos schlechthin.

*

Daß Kindheitserinnerungen stärker und genauer sind als solche aus dem Alter, ist oft bemerkt worden. In einem Alten sind Lehrer und Kameraden der Vorschule lebendig, während ihm Einzelheiten des gestrigen Tages entfallen sind.

Wenn wir über eine Seite, deren Schrift noch feucht ist, mit dem Löscher fahren, bleiben die letzten Zeilen viel blässer als die ersten auf dem Blatt.

Damals müssen wir stärker gelebt haben. Und vielleicht noch stärker in Zeiten, von denen kein Echo kommt, zu denen keine Erinnerung reicht.

*

Wiederbegegnungen, die alles übertreffen, was uns im Leben köstlich schien.

Wilflingen, 9. Januar 1986

An den »Figaro littéraire«: »Lieber Kollege Rouart, ich erhielt Ihren Fragebogen – nicht ›von‹, sondern ›über‹ Ernst von Salomon. Leider kann ich ihn nur ganz kurz beantworten; die Post schwilkt immer noch an.

Die Erinnerung an verstorbene Freunde und Bekannte pflegt nach Art von Photographien mit der Zeit zu verblassen; manche verschwinden bei wachsender Entfernung in der Dämmerung: Das gilt für viele – bei anderen treten die Konturen prägnanter hervor, besonders bei Naturen von anekdotenbildender Kraft. Zu ihnen zählte Ernst von Salomon.

Die ersten Briefe, die ich von ihm erhielt, stammen aus der Haft; die Korrespondenz setzte sich bis zu seinem Tode fort. Sie begann mit »sehr verehrter« und schloß mit »mein lieber ab. Viele Begegnungen und Besuche, von Berlin bis Wilflingen, gaben mir ein bleibendes Bild von ihm. Dabei fällt mir eine Notiz Nietzsches ein, der die Individualität leugnet – was wir dafür halten, sei eine Komposition verschiedener Individuen. Das habe ich in besonderem Maß an Ernst von Salomon beobachtet – ich lernte in ihm zwei Personen kennen, von denen kaum zu glauben war, daß sie in der gleichen Haut steckten.

Zunächst der Jüngling, der aus dem Zuchthaus kam: extrem mager, ausgehungert, mit unruhigem, durchbohrendem Blick. Dafür, daß er, wie ich glaube, für den Anschlag auf Rathenau nur ein Nummernschild gemalt hatte, war er streng bestraft worden. Er sagte mir einmal: »Schon am Nachmittag wußte ich, daß es verkehrt gewesen war.« Für mich bot er ein warnendes Beispiel, das meine Abneigung gegen terroristische Akte bestätigte. Der Attentäter verletzt nicht nur sein Opfer; er fügt sich selbst eine unheilbare Wunde zu. Dostojewski schildert diesen Zustand genau.

Der Einfluß des Kadettenkorps war unverkennbar; nur der Blick war merkwürdig. Wie war das mit dem späteren Ernst von Salomon zu vereinen, mit dem ich mich befreundete? Ungewöhnlich schienen prima vista sowohl die Korpulenz wie der Humor. Er hatte sich zu einem jener Unterhalter entwickelt, die ihre Gesellschaft in eine ungebrochene und wachsende Heiterkeit hineinsteigern. Das hing mit seinem Talent als Anekdotier zusammen, dem er besonders im »Fragebogen« ein über den politischen Anlaß hinausreichendes Denkmal geschaffen hat.

Ein Zwischenglied beider Charaktere bildet der ›Rebell‹, in dem die Auflehnung nicht mehr durch die Aktion, sondern durch die Feder vertreten wird – ein Essay, der besonders in Frankreich Freunde gefunden hat. Zur Aktion hat Salomon im Laufe der Zeit ein Verhältnis gewonnen, das man als wohlwollende Distanz bezeichnen kann. Unter anderem hat er einen Kongreß von Castro in Kuba besucht.

In ruhigeren Zeiten wäre er vielleicht ein allgemein beliebter Romancier geworden. Der Dialog fiel ihm leicht, daher hatte er auch als Filmautor Erfolg. Es machte ihm nichts aus, auf ein leichtes Genre überzugehen – so in der ›Schönen Wilhelmine‹, der Biographie jener Potsdamer Trompeters-tochter, die Friedrich Wilhelm II. zur Mätresse erkor. Dabei fehlte es dem Freunde nicht an Selbstkritik: Ich besitze das Buch mit der Widmung: ›Sag es nicht weiter – aber dies ist mein eigentlicher Geschmack.‹«

Wilflingen, 10. Januar 1986

Die Moral ändert sich nicht nur mit den Breitengraden, sondern auch mit der Einwohnerzahl. Schon auf den Dörfern herrschen andere Sitten als in den Städten – selbst im kleinen Wunstorf sagten wir »der kommt vom Land«. Das war halb eine Entschuldigung, auch hinsichtlich des Anzuges.

Heut spricht man von Ballungsgebieten: dort nehmen die Vorschriften zu, mit ihnen die Verstöße, das schlechte Gewissen auch. Allein die Verkehrsregeln. Ein falscher Handgriff ist hochgefährlich, zudem stellt er das alte Untertanenverhältnis wieder her: die Polizei wird mächtig, der Fahrer zum Verkehrssünder.

Wenn ich mich morgens rasiere und den Schaum durch den Ausguß fließen sehe, muß ich an meine Mitschuld an der Verschmutzung der Gewässer denken: so beginnt der Tag.

*

Beim Frühstück lese ich wieder einmal eine wissenschaftliche Abfertigung der Astrologie und wundere mich darüber, daß die Astrologen sich darauf einlassen. *Für* sie spricht schon allein die Tatsache, daß sie einen Streit überlebt haben, der schon vor dem Bau des Turmes zu Babel begonnen hat.

Die Astrologie ist ein Spiel, keine Wissenschaft. Sie hat Sinn im Maße, in dem die Welt als Spiel besteht und als Spiel begriffen werden kann. Daher ist sie weit älter als die Wissenschaften und wird sie überleben wie der Tanz den Gleichschritt, obwohl beide zum selben Ziel führen. Sie wird auch die Geschichte hinter sich lassen oder das, was wir als Geschichte verstehen. Also Kopernikus auch.

Inzwischen ist auch die Sonne in Bewegung gekommen, und selbst die Milchstraßen geraten in Turbulenz. Das Universum wächst mit den Fernrohren. Da ist kein Ende, kein Abschluß mehr. Und alles scheint unbelebt.

Der Astrolog läßt sich darauf nicht ein. Für ihn ist die Erde immer noch die Mitte, wie auf ihr der Mensch mit seinem Schicksal – und zwar der Einzelne. Die Astrologie ist humaner als jede Abstraktion.

Unser Geschichtsbild ist eingeschlossen in die drei großen Zeichen des Stieres, des Widders und der Fische, und von ihnen deutlich geprägt. Auch der Wassermann beginnt sich abzuzeichnen – die Umwertung der Werte wirft ihren Schatten voraus.

Die astronomische Zeit ist ein Maßstab, die astrologische ist differenziert; sie hat nicht nur Dauer, sondern auch Qualität – und göttliche sogar.

*

Das Platonische Jahr zeitigt keinen endlosen Fortschritt, sondern es läuft kreisförmig ab. Daher ist der Rückblick auf Häuser und ihre astrologische Ausstattung möglich, in denen wir gewohnt haben, bevor es ein Geschichtsbewußtsein gab – etwa zur Vorpyramidenzeit.

Und weiter zurück zu prähistorischen, paläontologischen und geologischen Formationen mit ihren vulkanischen und stammesgeschichtlichen Wiederholungen. Der Einzelne durchläuft nicht nur die Ahnenreihe, sondern die Weltenuhr. Die Schöpfung wiederholt sich in ihm auch körperlich.

*

Hat ein Zug die Höchstgeschwindigkeit erreicht, so verstärken Versuche, ihn zu bremsen, nur die Gefahr.

Gilt auch politisch. Als die Französische Revolution ihren Höhepunkt erreicht hatte, riet Kaunitz: am besten lasse man den Vulkan ausbrennen.

Ludwigsburg, 12. Januar 1986

Sonnabend-Sonntag wie alljährlich Treffen der südwestdeutschen Koleopterologen in Ludwigsburg.

Alte Freunde, gute Vorträge – so der des Kollegen Evers über das Vorhandensein oder das Fehlen eines Fühlergliedes bei einer Cantharidengattung, die in Europa und Amerika verbreitet ist.

Das bliebe ein Jonglieren mit Staubkörnern, wenn es nicht mit der Kontinentalverschiebung in Verbindung gebracht würde. Ein Musterbeispiel für die Begegnung zwischen Minima und Maxima in der Natur.

Dabei ist zu bedenken: Reduktion kann Ursprünglichkeit vortäuschen. Das lässt sich verallgemeinern, auch anatomisch: der Wolfsrachen, affenartiger Haarwuchs, der Ohrenknick und ähnliches. Über die Bärte, die oft eindürftiges Kinn verborgen sollen, hat Schopenhauer Gebührendes gesagt.

Eine Gerade kann sich, wie bei den Mollusken, zur Spirale einrollen. Wenn diese sich wieder ausstreckt, entsteht ein Verlust. Es ist wiederum eine Gerade, doch die ursprüngliche nicht mehr. Falls in ferner Zukunft ein Archäolog auf einem unserer Friedhöfe prächtige Gebisse ausgräbt, sollte er sie eher dem Stande unserer Technik als unserer Potenz

zuschreiben. Schon heute wirken sie so surrealisch, daß man selbst den echten Zähnen nicht mehr traut.

Ein Stil, der wiederholt oder nachahmt, ist verdächtig, obwohl er bezaubern kann. Das ist der Vorteil der Epigonen und Dekadenten: die Welle schäumt stärker am Heck als am Bug.

Wilflingen, 13. Januar 1986

Erotische Begegnungen im Traum. Sie können sich wiederholen – auch mit Personen, die in der Tageswelt nicht begehrt wurden.

Wenn Tote auf diese Weise wiederkehren, ist anzunehmen, daß ihre Liebe nicht erhört, ja nicht einmal bemerkt wurde. Stille Neigung kann Jahre lang unbeachtet und ein geheimer Anruf ungehört bleiben. Nun wird er vernommen und im Traum auch erhört. So können Geister gezeugt werden.

*

Ist es möglich, daß eine Frau sich nicht nur an Tieren und Gegenständen, sondern auch an einem Mann »versieht«? Es heißt, daß Kinder von Europäern, die in China geboren werden, oft einen asiatischen Gesichtsschnitt tragen – das könnte freilich auch ergeistig zu erklären sein. Immerhin bleibt es merkwürdig.

Erscheinungen wie der »böse Blick« und das »Versehen« beruhen auf magnetischen oder telepathischen Wirkungen. Ähnlich muß man sich die Zeugung von Geistern vorstellen. Ein unerhörtes Begehrten wird erfüllt. Ein Mögliches, das sich nicht realisieren konnte, verwirklicht sich immateriell.

Wilflingen, 15. Januar 1986

An Wolf Jobst Siedler zum Sechzigsten: »Wie die Zeit vergeht – das spüre ich weniger am eigenen Altern als durch die Jubiläen der Freunde und Gefährten, besonders wenn ich sie

schon in ihrer Jugend gekannt habe. Sie behalten diese Jugend in meiner Vorstellung. Um so mehr bin ich überrascht, wenn ich erfahre, daß ein »großer« Geburtstag vor der Türe steht.

Sie zählen nun zu meinen frühesten Freunden; der Tag, an dem uns das Schicksal zusammenführte, liegt über vierzig Jahre zurück. Damals, am 12. Februar 1944, erreichte mich in Paris ein nächtlicher Anruf des Kaplans Ronneberger: mein Sohn Ernst sei wegen aufrührerischer Reden im Gefängnis zu Wilhelmshaven, zusammen mit einem jungen Kameraden – dieser Freund und Kamerad waren Sie.

Mein General meinte, das sei eine Sache, in der man Urlaub verlangen dürfe, und so fuhr ich nach Berlin, um mit Ihrem Vater zu beraten, und dann mit meiner Frau Gretha nach Wilhelmshaven, wo wir uns, nachdem der Wärter die Zelle aufgeschlossen hatte, persönlich begegneten.

So begann unsere Freundschaft; die Stationen sind Ihnen bekannt, ich will sie nicht ausspinnen. Daß es uns damals mit gutem Beistand gelungen ist, das Ärgste von Ihnen beiden abzuwenden, wurde mir erst allmählich und nach vielen Jahren bewußt. Daß Ernstel dennoch heute unter den Gratulanten fehlt, bleibt für Sie wie für mich ein nicht zu heilender Schmerz.

Ein großer Geburtstag, soweit er über das Familiäre hinausreicht, setzt voraus, daß sich der Jubilar einen Namen gemacht hat, und das ist Ihnen gegückt. Ich habe an Ihrem Wege und seinem Gelingen teilgenommen, vor allem, wenn wir uns in Berlin oder in Wilflingen wiederbegegnet sind. Für Ihren guten Stern spricht, daß Ihr väterliches Haus inmitten des Unheils, während dessen ich zum ersten Male in ihm weilte, unzerstört geblieben ist. Das hat mich gerührt, als ich es im vorigen Jahre nach so langer Zeit wieder betrat. Daß Sie Berliner nicht nur von Geburt, sondern auch aus Leidenschaft sind, ist rühmlich bekannt.

Ich sollte nun meinen Dank auch als Leser begründen, doch der Rahmen eines Geburtstagsbriefes ist begrenzt. Desgleichen will ich, da ich der Angesprochene war, mich auf

Dank beschränken für die bisherige Krönung unserer Freundschaft: Ihre Laudatio anlässlich der Verleihung des Goethe-Preises an mich in der Frankfurter Paulskirche. Das war keine leichte Aufgabe. Um so mehr haben mich der einstimmige und wohlgrundete Beifall für Ihre geistige Leistung und Ihre persönliche Zuwendung gefreut.

Lieber Wolf Jobst Siedler: für das kommende Jahrzehnt
meine herzlichen Glückwünsche.«

Wilflingen, 18. Januar 1986

Zum Weg. Wenn ich nach dem Seilspringen den Strick zu Boden werfe, überrascht mich an jedem Morgen die Figur, zu der er sich fügt.

Manchmal entstehen einfache Muster wie Kreise, Ovale, Achten, Spiralen, starke oder schwache Wellen, doch andere könnte ein Koranschreiber erdacht haben.

Dem ersten Wurf muß ein Entwurf vorausgegangen sein – eine kryptogrammatische Idee. Die Entfernung hatte noch keine Maße; sie war maßgebend und konnte mit Höhen und Tiefen besetzt werden, die Qualität gewannen wie Noten einer Partitur oder Charaktere, die sich im Erbgang sonder-ten. Das war der Weg, »via«, von dem sich das Leben, »vita«, abzweigte.

Wenn wir vor der Höhe und Tiefe eines Gebirges erschrecken – wer kennt die Zahl, geschweige denn die Kraft seiner Atome – oder auch vor einem Schweigen im stillen Hause, dann verbirgt sich in diesem Schrecken mehr als präsente Gefahr. Uns bedroht der Entwurf, von dem an Gefahr erst möglich geworden ist.

Auch die Schlange verbirgt sich im Seil. Sie ist im Natur-system nicht ursprünglich, sondern die Rückbildung eines Wesens, das Glieder besaß und sie wieder eingezogen hat. Aber die Täuschung ist gelungen, sie führt wie kaum eine

andere auf den ersten Entwurf zurück. Schlange und Seil sind konform. Der Mensch erschrickt vor jeder Schlange, gleichviel ob sie giftig oder harmlos: vor der Schlange an sich.

Und es bedarf nicht einmal der realen Schlange, damit der Schrecken erwacht. Ein Rascheln im Laube genügt.

*

Am Abend in Saulgau; wir trafen dort Ionesco mit seiner sehr kleinen, doch hochaktiven Frau. Das ist für Autoren ein Gottesgeschenk. Gespräch über den Ruhm und seinen Schatten – es ist auch etwas vom König Midas dabei. So pinselt Ionesco leichthin Figürchen, die reißenden Absatz finden, obwohl sie nicht billig sind. Er sagte: »Die Leute finden sie schön, besonders für die Kinder – ich kann das nicht beurteilen. Aber warum soll ich ihnen nicht den Gefallen tun?«

Wir verabredeten einen Besuch in seiner Wohnung, Boulevard Montparnasse.

Wilflingen, 20. Januar 1986

Nachts Sturm und Gewitter, ungewöhnlich um diese Zeit. Auch während meines Abendganges war seltsame Stimmung – fast als ob man sich im Stockwerk geirrt hätte. Ich sah die Alpen im Föhn.

Die Sonne war untergegangen, ein bleicher Halbmond stand am Himmel, die Luft war klar. Die Mauern der Kirche und einiger Häuser hoben sich selbstleuchtend von der Dämmerung ab. Das war nicht gerade unheimlich, doch beunruhigend – kubineskes Licht.

*

Zweige vom Lebensbaum, die ich neben Ernstels Bild in eine Vase stelle, halten das Wasser monat lang frisch; es verdunstet auch kaum. Bei den Forsythien dagegen, die um diese Zeit als »Barbara-Zweige« vorgetrieben werden, muß ich es schon nach Tagen auswechseln.

Zypressen sah ich als Schmuck türkischer Brunnen, auch auf den Grabsteinen von Friedhöfen und auf Gebetsteppichen.

Wilflingen, 8. Februar 1986

Außer der Ginsterkatze in Angola habe ich noch kein so scheues Wesen wie Aïscha gesehen. Sie ist in jeder Stellung und bei jeder Entfernung vom Menschen auf Deckung bedacht. Wie andere Tiere den Schatten vermeiden, so sie die leiseste Möglichkeit des Zugriffes.

Es bedarf umständlicher Annäherungen, ehe ich mich, ohne daß sie davonspringt, zu ihr setzen darf. Gelingt es mir, sie auf den Schoß zu nehmen, so legt sie zur Vorsicht die Pfote auf meinen Arm. Manchmal vergißt sie auch das; sie beginnt sich zu dehnen und leise zu schnurren – die Harmonie ist perfekt.

Ich frage mich, warum sich das an jedem Vormittag in aller Form wiederholen muß. Aber vielleicht verzichtete auch ein alter Chinese, selbst wenn wir befreundet wären, nicht auf das gebührende Zeremoniell.

Wilflingen, 9. Februar 1986

Nachbarbesuch bei Stauffenbergs. Am Tisch auch »Büffel« Krosigk, bei dessen Familie wir oft zu Gast waren.

Erinnerungen an jene Zeit kurz vor dem Rückzug der Portugiesen aus Angola, auch an Bekannte, die, wie die Baronessa, ermordet worden sind. Wir hatten damals gehofft, daß Angola sich nach dem Muster von Brasilien entwickeln würde, was für beide Teile besser gewesen wäre – leider folgte eines der unheilvollen Geschwüre, die den Vorstellungen amerikanischer Philanthropen zu verdanken sind.

Große Erlebnisse markieren die Datierung auch persönlich – so höre ich von der Baronin: das war vor, oder nach, dem Attentat. Das wird den meisten so gehen; vorwiegend sind diese Daten unangenehmer Art.

*

Zum Matriarchat ein arabisches Sprichwort: »Der Mann ist das Haupt der Familie und die Frau der Hals, der den Kopf dreht.«

*

Spät noch bei starkem Frost Gang um den Schinderbühl. Die Hunde bellten gegen den Wind.

Wilflingen, 16. Februar 1986

Sonntag Invocavit. (Et ego exaudiam eum?)

Frost. Wenn die Sonne scheint, und sei es auch nur durch einen Schleier von Hochnebel, wähle ich den Gang durch die Feldflur, der um das Hofwäldle führt. Ein junger Fichtenbestand ist an den Rändern verkrautet und von einigen Überhaltern durchsetzt. Trotz seiner geringen Fläche beherbergt er Pilze, Pflanzen und Tiere verschiedenster Art.

Ein Vögelchen bewegte sich munter zwischen dem dünnen Gras und den Zweigen, die fast den Boden berührten; ich hielt es für einen Grünfinken. Als es mir aber gelang, das Tierchen für einen Augenblick mit dem Glas zu erfassen, erkannte ich es an seinem safrangelben Scheitel als das Winter-Goldhähnchen. Ein alter und lieber Bekannter, obwohl ich ihm selten begegnet bin. Besonders erinnert es mich an einen Wald oberhalb von Brixen, wo ein Schwarm die kahlen Lärchenzweige abkleibte. Damals hörte ich auch seine Stimme, ein Gewisper – Heinrich Seidel, der Dichter des »Leberecht Hühnchen«, fand sie »zierlich wie gesponnenes Glas«.

*

Auf Grund persönlicher Erfahrungen darf ich behaupten, daß die Ornithologen sich durch ein besonders liebenswertes Gemüt auszeichnen. Sie übertreffen darin noch die Botaniker – die der »scientia amabilis« Beflissensten.

Die Stämme und Familien der Pflanzen und Tiere ergänzen einander wie die Instrumente eines Orchesters – oft erkennt man schon physiognomisch, wer dieses oder jenes zu spielen berufen ist.

Freilich mindert auch hier die Verzifferung den Eros: ihr Fortschritt ist zugleich ein Abstieg vom Stand des alten Naumann und des Vaters Brehm. Aber es bleibt eine große Welt – von der Blaumeise, die ans Fenster pickt, bis zu den Geschwadern, die über den nächtlichen Wolken ziehen.

*

Bei Frost und guter Sonne scheint der Schnee mit einem Feingewebe übersponnen, in dem der Regenbogen spielt. Im Anstieg blitzten die Kristalle blau, grün und türkis, im Abstieg changierten sie zu Purpur, Zitronengelb und einem milden Orange. Eine Kristallwelt, dazu der knirschende Schnee.

Wilflingen, 24. Februar 1986

Seit nunmehr sechsunddreißig Jahren beobachte ich nach dem Aufstehen die Umfassung des Treibbeetes im Garten und schätze an ihr die Schneehöhe. Heut morgen war nicht nur zum ersten Mal der Pegel, sondern das ganze Beet unsichtbar geworden – weiß überdeckt. Trotzdem wird mein geheimer Wunsch, einmal völlig einzuschneien, hier kaum erfüllt werden.

Wilflingen, 28. Februar 1986

Erwachen um Mitternacht. Was scheren mich zwei Weltkriege, die ich mitverloren habe, während ich noch am Dreißigjährigen laboriere: Wallenstein und Richelieu, Stralsund und La Rochelle.

*

Unser Unglück besteht nicht darin, daß wir eine Linke, sondern daß wir eine unfähige Linke gehabt haben. Das ist schlimmer als gar keine.

Wilflingen, 4. März 1986

Zeitung – schon für Schopenhauer der »scheußliche Aperitif, mit dem der Tageslauf beginnt«.

Heute: Ein Ehepaar mit Tochter fliegt für drei Wochen auf Urlaub nach Florida. Ausgerechnet am ersten Tag stirbt der Vater an einem Herzinfarkt. No problem – er wird bis zum Heimflug tiefgekühlt.

Ferner: »Pastor will Feldwebel in Uniform nicht trauen.« Begründung: die Trauung eines Uniformierten bedeute für ihn »einen schweren Gewissenskonflikt«.

Der Ort dieser Schaunummer ist die kleine Gemeinde Walle, die zu Bremen gehört. Ich entsinne mich, vor fünfzig Jahren von dort etwas ganz Ähnliches gehört zu haben: damals konnte es ein Standesbeamter mit seinem Gewissen nicht vereinbaren, die Trauung eines Ariers mit einer Jüdin zu beurkunden.

Es scheint, daß sich inzwischen in Bremen wenig geändert hat. Vielleicht bin ich auch nur mit einem zu guten Gedächtnis gestraft.

Wilflingen, 18. März 1986

Grippe, diesmal nur kurz, zwei bis drei Tage Fieber – immerhin sollte ich mich allmählich bequemen, mein Alter in Betracht zu ziehen.

Rundgang bei guter Sonne. Der Weiher ist noch gefroren, der Friedhof unter Schnee, der Garten hingegen zum großen Teil davon befreit. Ein Pulk von Winterlingen steht in voller Blüte als einziger weit und breit. Er sprießt am Fuß einer Himbeerstaude, als ob sie ihn gewärmt hätte. Handbreite Flächen sind von grünen Härrchen beflaumt. Das ist Krokus – nicht aus der Zwiebel, sondern versamt.

Als Morgengast vorm Fenster ein Star im Hochzeitskleid; ich habe es zum ersten Mal in solcher Nähe gesehen. Die Federn bewegten sich und blitzten wie eine Brünne, der durch einen Hauch von Öl Hochglanz verliehen worden war.

Häufig kommt jetzt der Dompfaff; er fällt in Gesellschaften ein. Der Schnee steht ihm besonders gut. Der Zeisig bevölkert Stauffenbergs Linde – vielleicht schon auf dem Rückzug in nördliche Gegenden. Nach Brehm erscheint er um diese Zeit manchmal zu Tausenden.

Wilflingen, 27. März 1986

Ich verbrachte den Vormittag mit der Lektüre der anschwellenden Geburtstagspost. Dabei fügen sich Steinchen in das Mosaik der Biographie.

Zum Beispiel: Nächtliche Begegnung 1942 im Wartesaal des Hannoverschen Hauptbahnhofs mit einem Gefreiten meiner ehemaligen Kompanie. Er kommt verwundet aus Rußland zurück. Wird von Kameraden ermutigt, mich anzusprechen, setzt den Helm auf, schnallt Koppel um. Ich fordere ihn auf »abzuschnallen«, lade ihn zu einem Bier ein, sage ihm, daß mein Nachfolger mich über das Ergehen der Kompanie und jeden Einzelnen auf dem Laufenden hält. Es freut mich immer, wenn Feldpost von ihm kommt.

Solche Kleinigkeiten gewinnen mit der Zeit. Dieser nächtlichen Wartesäle während des Krieges erinnere ich mich wie einer Vorhölle.

*

Dann versuchte ich, meine Ausgabe der »Causes célèbres« zu kollationieren, und kam nicht zu Rande damit. Einheitlicher barocker Einband, mehrere Buchhändler, verschiedene Jahrgänge. Der erste Band ist 1766, der achtzehnte 1741 datiert, dazwischen Band 3 mit 1738, also vier Jahre nach der Erstausgabe des »Pitaval«, als deren Fortsetzer ein Avocat de la Ville zeichnet.

Meine Bände sind offenbar von einem Vorfahren Friedrich von Stauffenbergs gesammelt und gebunden; ich bekam sie als Geburtstagsgeschenk. Ist es vergebene Liebesmüh oder Zeitverschwendug, wenn ich solchen Nachforschungen Stunden opfere?

Beim Blättern fällt mir auf, wie sehr Teile jener Rechtshändel inzwischen an Bedeutung verloren haben – zum Beispiel jene, die sich mit der legitimen Geburt und den sich aus ihr ergebenden Ansprüchen beschäftigen.

Ein Kapitel, das ich nach der ersten Lesung angestrichen habe, trägt die Überschrift: »Juifs condamnés pour un crime énorme, qui révolte l'humanité«.

Mangeote Willemin, Frau eines Stellmachers, ging am 25. September 1669 in der Nähe von Metz zu einer Quelle, um dort zu waschen, begleitet von ihrem dreijährigen Sohn. Das Kind trug eine rote Kappe, es hatte blonde Haare und war gut frisiert. Kurz vor der Quelle war es verschwunden; die Mutter dachte, daß es nach Hause gegangen sei. Aber dort war es nicht angekommen, alles Suchen blieb umsonst. Auf Grund der Erkundigungen meldete sich ein Zeuge; er hatte einen schwarzärtigen Juden, der ein Kind im Arm hielt, auf einem Schimmel vorbereiten sehen. So kam man Raphael Levi aus Boulai auf die Spur. Inzwischen hatte die Mutter die Kappe und andere Kleidungsstücke des Kindes nahe der Quelle entdeckt.

Es ist erstaunlich, wie sich in solchen Fällen alles zusammenfügt. Unter anderem hatte eine Zeugin durch ein Fenster an einem Karfreitag beobachtet, wie der Beschuldigte zusammen mit einem anderen Juden den Gekreuzigten geißelte. Unheimlich ist das Plakative solcher Aussagen; sie wirken wie Abziehbilder aus der Passion.

Der Prozeß ist lehrreich, nicht nur als Muster für die Gattung, sondern auch für die eigentümliche Lage von Metz. Er war langwierig, doch schon vor Beginn der Verhandlung wird deutlich, daß sie mit einem Todesurteil enden wird. Levi wird lebendig verbrannt. Vor der Folter betont er, daß, falls der

Schmerz ihm ein Geständnis entrisse, er es nach einer Stunde widerrufen würde – doch war das nicht nötig, obwohl die Tortur zwei Mal wiederholt wurde.

Auch seine Haltung auf dem letzten Gang ist würdig; er wird dabei von Mönchen, die ihn vergeblich noch zu bekehren suchen, umschwärmt.

Der Vorsteher der jüdischen Gemeinde von Metz gibt zu Protokoll, daß sie in der Karwoche die Bitte, es möge zu dieser Zeit kein Christenkind verschwinden, in das Gebet einschlössen.

Damals übernahm der Marschall de la Ferté das Gouvernement von Lothringen. Die Juden von Metz beeilten sich, ihm dazu eine Ehrengabe zu überreichen: eine Börse, gefüllt mit zweihundert Goldmünzen, auf der Vorderseite das Bild des Marschalls, auf dem Revers die Ansicht von Nancy. »Ungeachtet des Widerwillens, den der Seigneur gegen diese Nation hegte«, nahm er das Geschenk wohlwollend entgegen, meinte aber, die Stadt Nancy sei auf den Münzen so klein geraten, daß sie kaum von einer anderen zu unterscheiden sei.

Die Juden sagten, daß sie diesen Einwand sehr gut fänden. Dann schafften sie einen anderen Beutel mit zweihundert Münzen herbei, die fast die Größe einer Medaille aufwiesen.

Die Juristen des »Pitaval« berichten das als einen gelungenen Witz. Wie das durch zwei Jahrtausende, und wenn wir Ägypten und Babylon mitrechnen, noch um ein drittes überlebt werden konnte, bleibt ein Rätsel – warum gerade die Juden und nicht die Chaldäer oder die Phönizier, die nur anonym in der Geschichte nachwirken? Das ist ohne die Nähe zur Transzendenz nicht zu erklären und führt unausweichlich zum Sinai zurück. Dort werden die Dinge sinnfällig, das Gold und die Schlange, das Feuer und das Meer. Daher ging es in jenem Prozeß auch nicht um Raphael Levi, sondern um ihn herum. Obwohl er es nicht wußte, sagte es ihm der Instinkt.